

PREDIGT AUF DEN

Untergang

ROMS



JÉRÔME FERRARI

ROMAN

PREDIGT AUF DEN

Untergang

ROMS

JÉRÔME FERRARI

secession VERLAG FÜR LITERATUR

PREDIGT AUF DEN
Untergang
ROMS

JÉRÔME FERRARI
ROMAN

Aus dem Französischen von Christian Ruzicska

secession VERLAG FÜR LITERATUR

Titel des französischen Originals: Le sermon sur la chute de Rome
© 2012 ACTES SUD, ARLES

Erste Auflage

© 2013 by Seccession Verlag für Literatur, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Christian Ruzicska

Lektorat: Alexander Weidel

Korrektur: Patrick Schär

Handschrift: Friederike Straub

www.seccession-verlag.com

ISBN 978-3-905951-20-2

eISBN 978-905951-58-5

Meinem Großonkel Antoine Vesperini

Inhalt

»Möglich, dass Rom nicht zugrunde gegangen ist, wenn die Römer nicht zugrunde gehen.«

»Empfindet also, Brüder, keine Vorbehalte gegenüber den Strafen Gottes.«

»Du, siehe, was Du bist. Denn unabwendbar kommt das Feuer.«

»Was der Mensch schafft, das zerstört der Mensch.«

»Wohin wirst Du gehen außerhalb der Welt?«

»Denn Gott hat für Dich nur eine verderbliche Welt geschaffen.«

Predigt auf den Untergang Roms

Anmerkung des Autors zur französischen Originalausgabe

Anmerkung des Übersetzers zur deutschsprachigen Ausgabe

Weitere Titel aus dem Verlagsprogramm

Du bist darüber verwundert, dass die Welt an ihr Ende kommt? Wundere Dich eher, sie ein so hohes Alter erreicht haben zu sehen. Die Welt ist wie ein Mensch: Sie wird geboren, sie wird groß und sie stirbt. (...) In seinem Greisenalter ist der Mensch mit Elend erfüllt, und die Welt in ihrem Greisenalter ist ebenfalls mit Unheil erfüllt. (...) Christus spricht zu Dir: Die Welt vergeht, die Welt ist alt, die Welt verendet, die Welt ist bereits keuchend und überaltert, fürchte jedoch nichts: Deine Jugend wird sich erneuern wie die des Adlers.

Augustinus

Sermones 81, §8, Dezember 410

**»Möglich, dass Rom nicht zugrunde gegangen ist,
wenn die Römer nicht zugrunde gehen.«**

Als Bezeugung der Ursprünge – als Bezeugung vom Ende wäre da also diese Photographie, aufgenommen im Sommer 1918, in deren Betrachtung Marcel Antonetti sich sein Leben lang vergeblich verbissen hatte, um das Rätsel der Abwesenheit in ihr zu entschlüsseln. Man sieht seine fünf Geschwister mit seiner Mutter darauf abgebildet. Um sie herum ist alles milchig weiß, weder Wände noch Boden sind auszumachen, und sie scheinen wie Gespenster in dem merkwürdigen Nebel zu schweben, der sie bald schon verschlucken und auslöschen wird. Sie sitzt in Trauer gekleidet da, starr und alterslos, ein dunkles Tuch umhüllt ihren Kopf, die Hände ruhen flach auf den Knien, und sie blickt so intensiv auf einen Punkt jenseits des Objektivs, dass man meinen möchte, sie sei gleichgültig gegenüber allem Anwesenden um sie herum: dem Photographen samt seinen Instrumenten, dem Licht des Sommers und ihren eigenen Kindern – ihr Sohn Jean-Baptiste, mit Bommelmütze, gezwängt in einen zu eng sitzenden Matrosenanzug, wie er sich ängstlich an sie schmiegt, ihre drei älteren Töchter, in einer Reihe hinter ihr, alle steif und in Sonntagstracht, die Arme dicht an den Körper gepresst, und, allein im Vordergrund, die jüngste, Jeanne-Marie, barfüßig und in Lumpen, die ihr leichenblasses und schmollendes kleines Gesicht hinter den verwirbelten Strähnen ihres schwarzen Haars verbirgt. Und jedes Mal, wenn er den Blick seiner Mutter kreuzt, erfasst Marcel die unumstößliche Gewissheit, dass er ihm gilt und dass sie damals schon bis tief hinein in die Vorhölle nach den Augen des Sohnes Ausschau hielt, den es noch zu gebären galt und den sie nicht kannte. Denn auf dieser an einem glühend heißen Tag im Sommer 1918 im Schulhof aufgenommenen Photographie, wo ein fliegender Photograph weißes Leintuch zwischen zwei Stangen gespannt hatte, betrachtet Marcel vor allem das Schauspiel seiner eigenen Abwesenheit. All jene, die ihn bald schon mit ihrer Sorge, vielleicht mit ihrer Liebe umhegen würden, sind da, in Wahrheit aber denkt niemand an ihn

und er fehlt niemandem. Sie haben ihre Festtagskleidung, die sie so gut wie nie anlegen, aus einem mit Naphthalin ausgelegten Wandschrank genommen und Jeanne-Marie dabei trösten müssen, die erst vier ist und weder ein neues Kleid besitzt noch Schuhe, bevor sie dann gemeinsam Richtung Schule gegangen sind, glücklich wahrscheinlich darüber, dass sich endlich etwas ereignet, was sie einen Augenblick lang aus der Monotonie und Einsamkeit ihrer Kriegsjahre reißt. Der Schulhof ist voller Menschen. Den ganzen Tag über hat der Photograph in der glühenden Hitze des Sommers 1918 Frauen und Kinder porträtiert, Behinderte, Greise und Priester, die alle der Reihe nach vor sein Objektiv traten, auf dass auch sie so eine Atempause fänden, und Marcells Mutter und seine Geschwister hatten geduldig gewartet, bis sie an der Reihe waren, und unterdessen immer wieder einmal Jeanne-Maries Tränen getrocknet, die sich ihres zerlöcherten Kleides und ihrer nackten Füße schämte. Im Moment der Aufnahme weigerte sie sich, mit den anderen zu posieren, und so musste hingenommen werden, dass sie in vorderster Reihe aufrecht blieb, ganz allein, im Schutz ihres strubbeligen Haars. Sie sind vereint und Marcel ist nicht da. Und doch, aufgrund der Hexerei einer unbegreifbaren Symmetrie, jetzt, da er einen nach dem anderen zu Grabe getragen, existieren sie nur noch dank seiner und der Hartnäckigkeit seines treuen Blickes, er, an den sie noch nicht einmal dachten, als sie ihren Atem anhielten und der Photograph den Auslöser seines Apparates bediente, er, der nun ihr einziger, fragiler Schutzwall ist gegen das Nichts, und genau deshalb nimmt er dieses Photo auch wieder aus der Schublade, in der er es sorgfältig aufbewahrt, obgleich er es verachtet, wie er es im Grunde genommen immer schon verachtet hat, denn sollte er eines Tages versäumen, dies zu tun, nichts bliebe von ihnen, das Photo würde wieder zu einer bewegungslosen Anordnung schwarzer und grauer Flecke und Jeanne-Marie für immer aufhören, ein kleines, vierjähriges Mädchen zu sein. Er mustert sie manchmal zornig, möchte ihnen ihren Mangel an Hellsichtigkeit vorwerfen, ihre Undankbarkeit, ihre Gleichgültigkeit, aber er trifft auf die Augen seiner Mutter und stellt sich vor, dass sie ihn wahrnimmt, bis tief hinein in die Vorhölle, die noch zu gebärende Kinder gefangen hält, und dass sie auf ihn wartet, selbst wenn Marcel es in Wahrheit nicht ist und es auch nie war, den sie verzweifelt mit Blicken sucht. Denn weit jenseits des Objektivs sucht sie den, der sich aufrecht halten sollte an ihrer Seite und dessen Abwesenheit so gleißend ist, dass man meinen möchte, diese Photographie sei im Sommer 1918 nur

aufgenommen worden, um sie greifbar zu machen und eine Spur von ihr zu erhalten. Marcells Vater wurde in den Ardennen während der ersten Kämpfe gefangen gesetzt und arbeitet seit Kriegsbeginn in einem Salzbergwerk in Niederschlesien. Alle zwei Monate schickt er einen Brief, den er von einem seiner Kameraden schreiben lässt und den die Kinder lesen, bevor sie ihn laut der Mutter übersetzen. Die Briefe benötigen so viel Zeit, zu ihnen zu gelangen, dass sie stets Angst haben, nur noch das Echo der Stimme eines Toten zu vernehmen, getragen von unbekannter Schrift. Aber er ist nicht tot und er kommt im Februar 1919 zurück ins Dorf, damit Marcel das Licht der Welt erblicken kann. Seine Wimpern sind verbrannt, seine Fingernägel von der Säure wie abgefressen und an seinen spröden Lippen sieht man weiße Spuren toter Haut, die er nie mehr loswerden sollte. Er hat wahrscheinlich seine Kinder angeblickt, ohne sie wiederzuerkennen, seine Frau aber hatte sich nicht verändert, strahlte sie doch nie den Eindruck von Jugend oder Frische aus, und er hatte sie an sich gepresst, wobei Marcel nie verstanden hatte, was den einen ihrer beiden vertrockneten und zerschundenen Körper sich hatte an den anderen pressen lassen, Begehren konnte das nicht gewesen sein, nicht einmal ein animalischer Instinkt, vielleicht geschah es nur, da Marcel ihrer Umklammerung bedurfte, um die Vorhölle zu verlassen, aus deren Tiefen er, die Geburt erwartend, schon so lange hervorlugte, und es passierte also als Antwort auf seinen schweigsamen Ruf, dass sie einer auf den anderen krochen in dieser Nacht im Dunkel ihres Zimmers, ohne Lärm zu machen, um Jean-Baptiste und Jeanne-Marie nicht zu alarmieren, die zu schlafen vorgaben, ausgestreckt auf ihren Matratzen in einer Ecke des Raumes, mit klopfendem Herzen angesichts des Rätsels an Ächzern und heiseren Seufzern, die sie verstanden, ohne sie benennen zu können, vom Schwindel gepackt angesichts der Wucht des Geheimnisses, das so nah bei ihnen der Intimität Gewalt beimengte, während ihre Eltern bestialisch sich darin erschöpften, ihre Körper aneinander zu reiben und die Trockenheiten ihres eigenen Fleisches auswrangen und sondierten, um deren alte, von Traurigkeit, Trauer und Salz zum Versiegen gebrachten Quellen wiederzubeleben und aus den Tiefen ihrer Bäuche emporzuschöpfen, was noch verblieben war an Sekreten und Schleim, und wäre es auch nur eine Spur Feuchtigkeit, ein Hauch Flüssigkeit, die dem Leben als Blütenboden dient, ein einziger Tropfen, und sie hatten sich derart angestrengt, dass dieser singuläre Tropfen schließlich hervorgequollen kam und sich zwischen ihnen verflüssigte und das Leben weitergab, obgleich sie selbst ja kaum mehr

lebendig waren. Marcel hatte sich immer vorgestellt – er hatte immer befürchtet, nicht gewollt, sondern nur auferlegt worden zu sein von einer undurchdringlichen kosmischen Notwendigkeit, die es ihm erlaubt hatte, im trockenen und feindseligen Bauch seiner Mutter zu gedeihen, während ein übel riechender Wind sich erhob und von der See kommend über die modrigen Ebenen die Ausdünstungen einer tödlichen Grippe mit sich trug und durch die Dörfer fegte und dutzendweise jene in hastig ausgehobene Gräben warf, die den Krieg überlebt hatten, ohne dass ihn irgendetwas hätte aufhalten können, der Giftfliege aus den alten Sagen gleich, diese aus der Verwesung eines unheilvollen Schädels geborene Fliege, die eines Morgens plötzlich aus dem Nichts seiner Augenhöhlen hervorgekrochen war, um ihren giftigen Odem auszudünsten und sich am Leben der Menschen zu nähren, bis sie so monströs groß geworden war und ihr Schatten ganze Dörfer in dunkle Nacht warf, dass allein der Speer des Erzengels sie endlich niederstrecken konnte. Der Erzengel aber hatte seit Langem schon seinen himmlischen Aufenthalt wieder eingenommen, wo er taub blieb gegen die Gebete und Prozessionen, er hatte sich abgewandt von denen, die da starben, angefangen bei den Schwächsten, den Kindern, den Alten, den schwangeren Frauen, Marcells Mutter aber blieb aufrecht, unerschütterlich und traurig, und der Wind, der unablässig um sie herum blies, verschonte ihren Herd. Er legte sich schließlich, einige Wochen vor Marcells Geburt, und übergab den Raum der Stille, die sich auf die mit Brombeeren und Unkraut überwucherten Felder senkte, auf die zusammengesackten Steinmauern, auf die verlassenen Schafställe und die Gräber. Als man ihn aus dem Bauch seiner Mutter zog, blieb Marcel lange Sekunden reglos und still, bevor er kurz einen schwachen Schrei ausstieß, und man musste sich seinen Lippen nähern, um die Wärme einer verschwindend geringen Atmung wahrzunehmen, die auf den Spiegeln keine Kondensspur bildete. Seine Eltern ließen ihn noch in gleicher Stunde taufen. Sie setzten sich nah an seine Wiege und blickten auf ihn voller Nostalgie, als hätten sie ihn schon verloren, und so blickten sie ihn dann auch seine gesamte Kindheit über an. Beim harmlosesten Fieber, bei jeder Übelkeit, bei jedem Hustenanfall wachten sie über ihn wie über einen Sterbenden und nahmen jede Genesung wie ein Wunder auf, von dem nicht erwartet werden durfte, dass es sich wiederhole, denn nichts erschöpft sich schneller als die unwahrscheinliche Barmherzigkeit Gottes. Aber Marcel hörte nicht auf zu genesen und er lebte, und zwar ebenso hartnäckig, wie er zerbrechlich war, als hätte er in der

dunklen Trockenheit des Bauches seiner Mutter in einem Grade gelernt, all seine schwachen Kräfte so konzentriert der erschöpfenden Schinderei des Überlebens zu widmen, dass ihn dies schließlich unverwundbar hatte werden lassen. Ein Dämon, vor dessen Sieg es den Eltern graute, schlich unaufhörlich um ihn herum, aber Marcel wusste, dass er nicht obsiegen würde, er hatte ihn noch so sehr entkräftet tief in die Kissen seines Bettes werfen, ihn mit Durchfällen und Kopfschmerzen ausmergeln können, er obsiegte nicht, er hatte sich sogar in ihm niederlassen können, um die Feuer des Geschwürs anzuheizen und ihn Blut spucken zu lassen, mit solcher Gewalt, dass Marcel ein ganzes Jahr lang der Schule fernbleiben musste, er obsiegte nicht, Marcel stand schließlich immer wieder auf, wenn er auch in seinem Magen beständig die Anwesenheit einer auf der Lauer liegenden Hand fühlte, die darauf wartete, ihm die zarten Schleimhäute mit den Enden ihrer schneidend scharfen Finger auszureißen, denn dergestalt musste das Leben sein, das ihm gegeben worden war, stets bedroht und stets triumphierend. Er sparte mit seinen Kräften, seinen Empfindungen, seinen Freuden, sein Herz sprang nicht in die Luft, als Jeanne-Marie schreiend nach ihm suchte, Marcel, komm schnell, da vorn fliegt ein Mann vor dem Brunnen, und seine Augen funkelten nicht, als er den ersten Radfahrer erblickte, den man je durchs Dorf hatte fahren sehen und der den Weg so schnell hinunterraste, dass seine Rockschoße hinter ihm wie die Flügel eines Stelzvogels aufflatterten, und ohne innere Regung sah er seinen Vater sich bei Morgengrauen erheben, um Felder zu bestellen, die nicht sein Eigen waren, und sich um Tiere zu kümmern, die nicht ihm gehörten, während allerorts die Kriegerdenkmäler erstanden, auf denen Frauen aus Bronze, die seiner Mutter ähnelten, mit erhabener und entschiedener Geste das Kind, das sie dem Vaterland zu opfern billigten, den Soldaten zur Seite gaben, die offenen Mundes mit geschwenkter Flagge fielen, als müsste einer verschwundenen Welt, nachdem ihr der Preis für Fleisch und Blut entrichtet worden war, jetzt auch der Tribut an Symbolen gezollt werden, den sie einforderte, um definitiv zu verschwinden und endlich einer neuen Welt ihren Platz zu überlassen. Aber nichts geschah, eine Welt war in der Tat verschwunden, ohne dass eine neue sie ersetzt hätte, die Menschen, verlassen, der Welt beraubt, vollzogen weiterhin die Komödie der Generationen und des Todes, Marcells ältere Schwestern heirateten, eine nach der anderen, man aß altbackene Krapfen unter erbarmungslos sengender Sonne und trank schlechten Wein und zwang sich zu lächeln, als

würde schon bald sich etwas ereignen, als müssten die Frauen mit ihren Kindern die neue Welt selbst hervorbringen, aber es passierte nichts, die Zeit fügte nichts anderes hinzu als den monotonen Ablauf der Jahreszeiten, die alle einander ähnelten und nichts anderes verhiessen als den Fluch ihrer Dauer, der Himmel, die Berge und das Meer erstarrten im Abgrund des Blicks der Tiere, die ihre mageren Körper im Staub oder Schlamm entlang der Flussufer endlos umherschleppten, und drinnen, in den Häusern, im Schein der Kerzen, warfen sämtliche Spiegel ähnliche Blicke zurück, dieselben hohlen Abgründe, in Gesichtern aus Wachs. Als es Nacht wurde, spürte Marcel, tief in die Kissen seines Bettes gekrümmt, wie sein Herz sich vor Todesangst zusammenzog, denn er wusste, dass diese tiefe und schweigende Nacht nicht die natürliche und vorübergehende Verlängerung des Tages war, sondern etwas Schreckenerregendes, ein fundamentaler Zustand nach einer erschöpfenden, zwölfstündigen Anstrengung, in den die Erde zurückfiel und aus dem sie nie mehr entkommen würde. Die Morgendämmerung kündete nur einen erneuten Aufschub an und Marcel ging zur Schule, musste manchmal auf seinem Weg anhalten, um Blut zu erbrechen, wobei er sich selbst das Versprechen abnahm, nichts davon seiner Mutter zu sagen, die ihn nötigen würde, sich hinzulegen, um dann kniend an seiner Seite zu beten und kochend heiße Kompressen auf seinen Bauch zu legen, er wollte es nicht mehr zulassen, dass sein Dämon ihm die einzigen Dinge, die ihm Freude bereiteten, entzog, die Lektionen des Schulmeisters, die kolorierten Geographiekarten und die Majestät der Geschichte, die Erfinder und Wissenschaftler, die vor der Tollwut geretteten Kinder, die Dauphins und die Könige, alles, was ihm erlaubte zu glauben, dass es auf der anderen Seite des Meeres eine Welt gab, eine vor Leben nur so sprudelnde Welt, in der die Menschen noch andere Dinge zu tun verstanden, als ihre Existenz in Leid und Hoffnungslosigkeit weiterzuführen, eine Welt, die andere Wünsche aufkommen ließ als denjenigen, sie so schnell wie möglich zu verlassen, denn auf der anderen Seite des Meeres, da war er sich gewiss, feierte man seit Jahren die Thronbesteigung einer neuen Welt, derjenigen, der sich Jean-Baptiste 1926 anschloss und dabei lügen musste in Bezug auf sein Alter, um sich verpflichten, um das Meer überbrücken zu können und um endlich in Begleitung junger Männer, die zu Hunderten mit ihm flohen, ohne dass ihre schicksalsergebenen Eltern bei allem herzerreißenden Abschiedsschmerz auch nur einen Grund gefunden hätten, sie zurückzuhalten, herauszufinden, was das eigentlich sein konnte, eine Welt.

Zu Tisch, nah bei Jeanne-Marie, aß Marcel mit geschlossenen Augen, um Jean-Baptiste auf sagenhafte Ozeane zu folgen, dorthin, wo die Piratenschunken vor sich hin glitten, in heidnische Städte voller Gesang, Rauch und Geschrei, in duftende Wälder, die bevölkert waren von wilden Tieren und furchterregenden Ureinwohnern, die seinen Bruder mit Angst und Schrecken anblickten, als wäre er der unbezwingbare Erzengel, der Zerstörer der Plagen, erneut dem Wohl der Menschen ergeben, und beim Katechismus vernahm er, ohne etwas zu erwidern, die Lügen der Evangelisten, denn er wusste, was das war, eine Apokalypse, und er wusste, dass beim Weltuntergang sich der Himmel nicht öffnete, dass es da weder Reiter gab noch Trompeten noch die Zahl des Tieres, kein einziges Monster, sondern nur Ruhe, so still, dass man meinen mochte, es sei nichts passiert. Nein, nichts war passiert, die Jahre glitten dahin wie Sand und noch immer passierte nichts, und dieses Nichts breitete über alle Dinge die Macht seiner blinden Herrschaft aus, einer tödlichen und ungeteilten Herrschaft, von der niemand mehr sagen konnte, wann sie angefangen haben mochte. Denn die Welt war bereits in jenem Moment verschwunden, als diese Photographie im Sommer 1918 aufgenommen worden war, damit etwas bliebe, die Ursprünge zu bezeugen und auch das Ende, sie war verschwunden, ohne dass es jemand bemerkt hätte, und es ist vor allem seine eigene, unter allen an diesem Tag mittels Silberchlorid aufs Papier gebannten Abwesenheiten die rätselhafteste und furchtbarste, die Marcel sein ganzes Leben lang betrachtet hat und dabei immer wieder die Spur verfolgte im milchigen Weiß der Abschattierungen auf den Gesichtern seiner Mutter, seines Bruders und seiner Schwestern, auf Jeanne-Maries schmollender Schnute, in der Bedeutungslosigkeit ihrer armseligen menschlichen Anwesenheit, während der Boden unter ihren Füßen schwindet und sie Gespenstern gleich zu schweben zwingt in einem abstrakten und unendlichen Raum, der weder Ausweg kennt noch Richtungen, ein Raum, in dem sogar die Liebe, die sie miteinander verband, niemanden von ihnen retten konnte, denn wo die Welt abwesend, da ist die Liebe selbst machtlos. In Wahrheit wissen wir nicht, was die Welten sind noch wovon ihre Existenz abhängt. Irgendwo im Universum ist vielleicht das rätselhafte Gesetz eingeschrieben, das ihre Entstehung lenkt, ihr Wachstum und ihr Ende. Aber wir wissen dies: Damit eine neue Welt entsteht, muss eine alte erst zugrunde gehen. Und wir wissen auch, dass das Intervall, das sie trennt, unendlich kurz oder aber so lang sein kann, dass die Menschen jahrzehntelang lernen müssen, in Trostlosigkeit zu leben, um unfehlbar zu

entdecken, dass sie es nicht können und dass sie letztendlich nicht gelebt haben. Vielleicht können wir selbst die beinahe unmerklichen Zeichen wahrnehmen, die verkünden, dass eine Welt grade verschwunden ist, nicht gemeint das Zischen von Granaten über den aufgewühlten Ebenen des Nordens, sondern der Auslösemechanismus einer Blende, die das gleißende Sommerlicht kaum trübt, die feine und ramponierte Hand einer jungen Frau, die ganz sanft, inmitten der Nacht, eine Türe schließt hinter dem, was nicht hätte ihr Leben sein sollen, oder das rechteckige Segel eines Schiffs, das vor den Küsten Hippo Regius' über die blauen Wasser des Mittelmeers zieht und von Rom her die unerhörte Nachricht bringt, dass Menschen zwar noch immer existieren, ihre Welt aber nicht mehr ist.